

Anna Stüssi

# Ludwig Hohl

## Unterwegs zum Werk

*Eine Biographie der Jahre 1904 bis 1937*



Wallstein

Anna Stüssi  
Ludwig Hohl  
Unterwegs zum Werk



Anna Stüssi  
Ludwig Hohl  
*Unterwegs zum Werk*

Eine Biographie der Jahre  
1904 – 1937



WALLSTEIN VERLAG



# Inhalt

Einleitung . . . . .	9
1. Doppelte Herkunft	
Netstal, 1904-1910. . . . .	16
Die Eltern 20   Familie Zweifel – Papierfabrikanten 23	
2. Jämmerliches Topfland	
Sirnach, 1910-1918. . . . .	28
Es kam der Krieg 29   Fehlender Widerpart 32   Fremde Mutter 34   Kirchtürme 37   Das Kindertagebuch 39   Die Schweiz im Krieg im Tagebuch eines Kindes, 1916, 1917 42   Prägende Erfahrungen 44   Epitaph für Hohls Schwester Magda (1908-1939) 49	
3. »Ich will es mir erstreiten, das Licht!«	
Kantonsschule Frauenfeld, 1919-1922 . . . . .	52
Eine Nacht in den Bergen 52   Die Kantonsschule 55   Jugendentagebuch 57   Es werde Licht! 59   Drei Freunde: Pierre Baud, Emil Knap, Kurt Müller 63   Drei Lehrer: Greyerz, Stauffacher, Aepli 69   Der Dachbodenbewohner 72   Das Ruder fahren lassen 76	
4. Trudi – Lili – Trudi	
Zürich, 1922-1924 . . . . .	77
Gertrud Züllig 79   Gertrud Luder 87   Umweg mit Lili Marbach 90   Aus Lilis Briefen. Herbst 1923 92   Aus Arnold wird Ludwig, der Dichter 95   Leuelein und Engelein 98   Ausblick auf Gertruds Leben und Sterben 100	
5. Das dunkle Ringen	
Paris, 1924-1928 . . . . .	105
Ankunft 105   Berge und Boulevards 108   Die blauen Büchlein und der Roman 111   Nichts Reizendes, nichts Herrliches 117   Die Rotonde 119   Alltag mit Gertrud 122   Wander-Arbeiter 127   Ein wenig weniger viel wollen 131   Bilder vom Rande 132   Wahre Bilder 136	

6. Das Meer brüllt und brüllt Marseille, Sommer 1926 / Les Goudes – Winter 1928/1929 . . .	141
Einsamkeit, Eifersucht, Meer 142   Die Sprache und das Meer 147   »Werde dichter, dann wirst du Dichter« 149   Les Goudes – Winter 1928/1929 152   Das Pferdchen 157	
7. »Nur der Verluste wegen trinke ich« Faverges – Paris, 1929-1930 . . . . .	161
Drogen und Exportgeschäft 162   Astrologie – Alfred Fankhausers Impuls 168   Rivalen, Barbusse zum Beispiel 171   Eduard Zak 172   Eskimo 176   Hohls Montparnasse-Freunde – Kleines Who is who 179   Todesarten 186	
8. Ein Abgrund erzeugt andere Abgründe Wien, 1930 . . . . .	191
Politik auf der Straße 192   Robert Musil, Elias Canetti 196   Ba- den, Biertrinken, Verdichten 198   Pfandleihhaus und Werkbelei- hung 200   André Ronai und das Reh 203   Hunger, Hamsun 205   Karl Kraus 207	
9. Nahe bei Mutter Grün Grein an der Donau, 1930/31 . . . . .	211
10. Der ewige Bahnhof Annecy, Digny, Marseille, Paris, 1931 . . . . .	218
Lili, letzter Akt 218   Das große Ja 224   Mergault 226	
11. Die Welt ist ein Übergang Den Haag, 1931, 1932 . . . . .	232
Nona und das Rumoren 234   Die Augen schlossen sich und es war alles da 237   Skizzen-Fabrik 240   Jupiterstimme 244   »Nun be- gann ein anderes Leben für den einsamen Mann« 246   Ronai in Ham- burg 250   Sumatrastraße 253   »Ich <i>habe</i> meinen Beruf!« 255	
12. Die Welt der Widerstände Den Haag, 1933 . . . . .	259
Der Igel 262   Mondwald 265   Das Braunbuch 269	

INHALT

13. Die Hohe Zeit. Geburt der »Notizen«  
Den Haag, 1934 . . . . . 273  
Exilpresse 273 | Schweizer Kulturdebatte 276 | Antwort an Bretscherscher 280 | Geburt der »Notizen« 284 | Ausweisungen 288 | Lob aus Deutschland 290
14. Die Felsendecke bricht. Einschlagende Lektüren  
Den Haag, 1935 . . . . . 294  
Goethe 296 | Montaigne 299 | Lichtenberg 300 | Spinoza 303 | Orkus, in dem wir stecken 306
15. Ein langes Gefängnis  
Den Haag, 1936 . . . . . 309  
Kola-Fu 310 | Ferne Freunde ganz nah 311 | Ronais Briefe aus Fuhlsbüttel 315 | Lottes Bettelbriefe 321
16. Heim an den Rand  
In die Schweiz, 1937 . . . . . 324  
Einladende Schweizer 324 | Ticktick machen 327 | Abreise 330 | Katherine Mansfield 332 | Abendlicher Gang 334 | Dass wir hier vorläufig zu wohnen begannen 336

Anhang

- Editorischer Bericht . . . . . 345  
Siglenverzeichnis . . . . . 346  
Anmerkungen . . . . . 349  
Abbildungsverzeichnis . . . . . 396  
Weiterführende Literatur . . . . . 397  
Dank . . . . . 398



## Einleitung

Der Ruhm kam spät und verblasste bald wieder.

1978 trat ein vom Leben gezeichneter Ludwig Hohl verlegen ins Rampenlicht der Pfauen-Bühne in Zürich, um den Robert-Walser-Zentenarpreis entgegenzunehmen, die Laudatio hielt Adolf Muschg. Zwei Jahre später, bei der Verleihung des Petrarca-Preises in Italien, konnte Hohl schon nicht mehr persönlich anwesend sein – die Laudatio hielt Peter Handke. Nun war er im Kreis der Besten angelangt. Als er im November 1980 76-jährig starb, lag die Druckvorlage für die Neuausgabe der *Notizen* in einem Band bei Suhrkamp bereit und der Porträt-Film von Alexander J. Seiler stand kurz vor dem Abschluss.

Mit den *Notizen*, mit der Erzählung *Bergfahrt* und dem Seiler-Film gewann Hohl am Ende seines Lebens die öffentliche Beachtung, die ihm lange versagt geblieben war. Für die junge Generation wurde er damals, für eine gewisse Zeit zumindest, eine wegweisende Gestalt. Auch mich versetzte der eigenwillige und tief schürfende Geist in Unruhe. Manche seiner Formulierungen fassten die komplexen Prozesse des Denkens und des schöpferischen Tuns auf so neuartige Weise, dass ich sie in ein Notizbüchlein abschreiben musste. Damit tat ich etwas, was Hohl selber mit seinen Lieblingsdichtern tat und was er als Methode propagierte: Sätze, die ein Echo auslösen, zitieren, in den eigenen Kontext integrieren und auf diese Weise altes Wissen erneuern.

Hohl war freilich mehr als seine Texte, er war ein Phänomen. Sein kauziges Gebaren faszinierte, sein Alkoholkonsum irritierte. Anekdoten und Skandalgeschichtchen kursierten. Tauchte Hohl bei den Sitzungen der »Gruppe Olten« auf (so hieß die linke Abspaltung des Schweizerischen Schriftstellerverbandes), mussten ihn nicht selten seine Kollegen, wenn er dem Fläschchen, das er in der Busentasche trug, zu sehr zugesprochen hatte, beruhigen, betreuen, zum Bahnhof begleiten. Selbstinzenierung, Provokationslust, Selbstschutz eines Scheuen? Vor allem wohl die notwendige äußere Form einer lebenslang auf unsicherem Grund und an Grenzen sich bewegenden Existenz.

Hohl setzte sich selber in ein Bild, dessen Gefangener er lange blieb. Der einsame Denker in seinem Genfer Keller, hinter und über ihm die an Wäscheleinen aufgehängten Zettel. Manchmal leuchtet das Augenpaar einer Katze aus dem Dunkel. Das Bild hielt sich so zäh, weil es Archetypen aufruft, den Armen Poeten, Hieronymus im Gehäus, Heraklit in seiner Höhle, der furchtsame Besucher mit den Worten ermuntert:

»Tretet ein, auch an diesem Herd wohnen Götter.« Ausgeblendet wurde, dass Hohl die Hälfte seiner 43 Jahre, die er in Genf lebte, nicht im Souterrain, sondern ganz ordentlich in oberirdischen Wohnungen verbracht hatte. 1953, in einem Mietprozess, stellt er die Bedingung, um arbeiten zu können, brauche er »une pièce très grande, lumineuse, sans murs en face etc.«

In den sechziger und siebziger Jahren, in der Zeit des Kalten Krieges, der antibürgerlichen Protestbewegungen, als Väter demontiert wurden und die Intellektuellen die Rolle der Schweiz vor und während des Zweiten Weltkriegs debattierten, bot sich Hohl als unverdächtige Vaterfigur an. Mit zwanzig Jahren hatte er die Schweiz fluchtartig verlassen. Und als er 1937, mit fast ausgereiften Manuskripten im Koffer, nach gut zwölf Lehr- und Wanderjahren in Frankreich, Österreich und Holland, widerstrebend in die Schweiz zurückkehrte, verharrte er an ihrem Rand, in Schutzdistanz zur Deutschschweiz, sprach ausschließlich Französisch und Hochdeutsch, nie Dialekt. Er blieb im frankophonen internationalen Genf, von wo er sich kaum mehr wegbewegte. Der unschweizerische Schweizer wurde zum Geheimtipp der jüngeren Schriftsteller. Man reiste nach Genf, um vom exzentrischen Weisen ein Wort zu empfangen und es ehrfürchtig nach Hause zu tragen. Adolf Muschg, Peter Bichsel, Christoph Geiser, Jürg Federspiel und viele andere bewunderten ihn und widmeten ihm berührende Porträts; Friedrich Dürrenmatt und Max Frisch kannten und unterstützten den vom Unglück verfolgten Dichter-Denker schon längere Zeit. In Otto F. Walters »Walter-Drucken« kam Hohl mit der Neuauflage von *Nuancen und Details* 1964 neben Autoren wie Francis Ponge, Helmut Heißenbüttel, H. C. Artmann zu stehen. Die Aura des Außen-seiters, auch im Aesthetischen, umgab ihn. Nie war er in Gefahr gewesen, sich den Denknormen einer Zeitströmung anzupassen. Er lebte sein Leben mit der vereinten Kraft von Anarchie und Disziplin, als Berufung und bürgerlichen Beruf, beides ohne Brot. Die nicht enden wollenden deprimierenden Umstände konnte er aushalten dank seiner Ausrichtung auf einen Sinnhorizont, den er wahlweise das »Reale«, das »Ganze«, das »Ewige«, »das Wahre« nannte. Womit er keine philosophische Kategorie einführen wollte, vielmehr behelfsweise Namen setzte für die ihn als ganzen Menschen bewegende Sehnsucht und Erfahrung, dass momentweise die leidende Welt in ein erlösendes Licht rücken kann und dass es dafür Worte gibt.

Hohl nannte sein Tun schlicht und provokativ »arbeiten«. Wo wir heute inflationär von Kreativität sprechen, benutzt Hohl, seiner protestantischen Herkunft treu, dieses Werktagwort, meint damit aber etwas

höchst Anspruchsvolles und durchaus auch Freudiges: wache Geistesgegenwart, Aufmerksamkeit für Neues, das sich, vom Mainstream unbeachtet, an Rändern und in Nuancen ankündigt, Widerstand gegen starre Weltbilder, poetische Sensibilität, die die schlechten irdischen Verhältnisse zu »durchschauen« vermag auf ihre Vollendung hin. Diese produktive, ›fortschreitende‹ Haltung reserviert Hohl nicht exklusiv für Künstler, sie soll jedem Menschen an seinem Ort möglich sein. »Arbeit« strebt nicht nach Lohn, Leistung, Erfolg, sie folgt innerer Nötigung, ohne sich auf Selbstverwirklichung zu beschränken; sie ist auf Erweiterung des Bewusstseins und auf ein Du ausgerichtet – im Falle Hohls auf den Lesenden. Und sie ist nicht nur Anstrengung, sondern umfasst auch – im Zeitalter des Burnout besonders aktuell – das Nicht-Arbeiten, das Geschehenlassen, das ›Tun des Nicht-Tuns‹, wie es der Taoist nennen würde. Hohl, in der Jugend ein Willensmensch, der auf Gipfel stürmt und ein großartiges Werk erzwingen will, lernt in Schaffenskrisen die scheinbar nutzlosen Phasen zu schätzen, das Wachstum, das im unregulierbaren Unterstrom des Daseins geschieht, beim Nichtstun, Warten, Sinnen und Träumen.

Es war Hohls Glück, dass er seine Lehr- und Wanderjahre in den für das 20. Jahrhundert entscheidenden zwanziger und dreißiger Jahren außerhalb der Schweiz erleben konnte. Er gleicht hierin Friedrich Glauser, Annemarie Schwarzenbach, Blaise Cendrars. In den Metropolen Paris und Wien verkehrt er im Bohème-, Künstler- und Emigrantenumfeld, sein Horizont erweitert sich ins Europäische, er kommt in Berührung mit Ideologien, Weltbildern, Kunstauffassungen zwischen links und rechts. Er verfolgt Debatten an Bistro-Tischen und in Zeitungen und Zeitschriften, er entwickelt seine eigene Gedankenwelt, findet bei Goethe, Lichtenberg, Spinoza, Montaigne, Balzac, Marcel Proust, Paul Valéry, André Gide Bestätigung für die Richtung seines Suchens. In den Jahren bolschewistischer und faschistischer Gleichschaltung tritt er ein für die Rettung humanistischer Werte, verteidigt das Individuum, die Autonomie und Experimentierfreiheit der Kunst. Die Ebene des Zeitlosen im Zeitverhafteten behält er dabei immer im Auge. Die existentielle Not, die politischen Gefahren zwingen ihn, Angst und Verzweiflung in Hoffnung zu verwandeln. Im Exerzitium des Denkens und Schreibens hält er fest an der Vision und Möglichkeit eines annähernd richtigen Lebens im falschen. Es hat ihn einiges gekostet, diesen Glauben durch die dunkelsten Jahre des 20. Jahrhunderts zu tragen.

Hohls Werk, die *Notizen* und eine Reihe Erzählungen, sind, als er 1937 in Genf ankommt, quasi zur Publikation bereit. In Zeitungen und Zeit-

schriften hatte er hie und da etwas veröffentlichen können, eine Buchpublikation war aber, abgesehen von der Jugendsünde eines Gedichtbändchens, bis dahin nicht zustande gekommen. Bei der Rückkehr in die Schweiz gibt es in Literatenkreisen durchaus Zeichen des Wohlwollens, ja der Bewunderung für den erstaunlichen Kollegen. Doch der Schritt an die Öffentlichkeit wird gebremst vom Klima der »geistigen Landesverteidigung« und dem Krieg – schlechte Zeiten für einen wie Hohl, der seinem Leser nur schwierige Kost bietet, alles andere als volkstümliches Erzählen oder beschauliche Poesie. Wenn es 1939 und 1943 doch zu Publikationen in kleinsten Auflagen kommt, so nur dank dem immensen Einsatz Einzelner, zum Beispiel von Albin Zollinger und Traugott Vogel. Der Prozess mit dem Verlag Artemis, der die Herausgabe des versprochenen zweiten Bandes der *Notizen* verzögert, dann verweigert, überschattet ein ganzes Jahrzehnt. Als Hohl 1953 vor Bundesgericht recht bekommt, ist er erschöpft. Schon lange beschränkt sich sein »Arbeiten« auf Anreichern, Ergänzen, Umgestalten des in den dreißiger Jahren angesammelten Materials der *Notizen* – eine weitere Sammlung von *Nachnotizen* zeichnet sich ab, *Von den hereinbrechenden Rändern*. Nur einmal noch entstehen in einem kreativen Schub neue Notizen, um 1950, zur Zeit seiner dritten Ehe und der Geburt der Tochter Adèle. Ein letzter Höhepunkt ist die Erzählung *Bergfahrt*, die Hohl 1975 auf Druck von Adolf Muschg und Siegfried Unseld fertigstellt – aus Entwürfen, die bis ins Jahr 1926 zurückreichen.

\* \* \*

2004 wurde Hohls hundertster Geburtstag mit einem Festakt im Schauspielhaus Zürich und einer Ausstellung des Schweizerischen Literaturarchivs und der Schweizerischen Nationalbibliothek gefeiert. Ein Sammelband *Alles ist Werk* rückte den schwer zu Fassenden mit Bild und Wort wieder ins Bewusstsein. Doch da gab es einen immensen, in 250 Schachteln im Schweizerischen Literaturarchiv aufbewahrten, von Hugo Sarbach geordneten und erschlossenen Nachlass. Der rief nach gründlicherer Erkundung. Wäre nicht eine Beschreibung von Hohls Leben an der Zeit? fragte sich der Hohl-Stiftungsrat. Hohl selber hatte nie viel gehalten von seiner persönlichen Biographie. Fragen in diese Richtung schob er meist unwirsch beiseite. Mit dem Slogan »Alles ist Werk« wollte er die Aufmerksamkeit von seiner Lebensgeschichte weg auf seine bewusst gewählte Existenzform des »Arbeitens« richten, für die er überpersönliche Geltung beanspruchte. Dennoch vermied er es, alle Spuren seines persönlichen Lebens aus den *Notizen* zu tilgen. Wohl nicht zufällig findet sich in deren Mitte eine Ausbuchtung: Kapitel sieben, »Varia«, bekommt einen

»Anhang« mit dem Titel »Autobiographisches«. Ist das eine Art schamhaft versteckter Papierkorb? Vielleicht. Doch was Hohl in der Einleitung schreibt, macht auch Mut zur Biographie: »Die meisten Autoren meinen die Allgemeingültigkeit ihrer Sätze und ihres Werks dadurch sichern zu können, daß sie das Geschaffene von allen Fäden befreien, die es mit einem persönlich Erlebten verbinden; Sätze und Werke werden aber dadurch nur abstrakt, nicht allgemeingültig; denn *wie sich das Leben in Erkenntnis wandelt*, macht das Allgemeingültige aus.« Das seien Sätze seines Freundes Andreas Ronai, bemerkt Hohl, um anschließend dasselbe noch in seinen Worten zu sagen: »Du sollst nicht nur die Höhe der Gräte, sondern auch den Wald und die Schluchten sehen, denen sie entsteigen; nicht nur die Melodie hören, sondern auch die trüben Stimmen des Hintergrundes, aus denen sie sich löste ...«

Als ich die Archivsachteln nach und nach öffnete, tat sich mir eine Welt auf, die Hohls stereotyp repetierten abschätzigen Bemerkungen über seinen Lebenslauf – »Jahre dunklen Ringens« – »Jahre größter geistiger Einöde« – verblasen ließen. Es zeigte sich, dass insbesondere die erste Hälfte des Lebens, von der Kindheit im Glarnerland über die Schuljahre in Frauenfeld, die Sturm- und Drang-Zeit in Zürich, die Schaffensjahre in Paris, Wien, Den Haag bis zur Rückkehr in die Schweiz ungemein reich dokumentiert war. Tagebücher, Briefe, Notizen würden, schien mir, bei geeigneter Auswahl, wie von selbst einen spannenden Lebensroman aus »Melodie« und »trüben Stimmen«, erzählen und eine Epoche auferwecken, farbig, abenteuerlich, drastisch, voller Leiden und Komik.

Ich entdeckte ein Leben Hohls *vor* seiner legendären Existenz im Keller, vor der Gerinnung zum Geheimtipp. Da lag das brodelnde Magma offen, aus dem er sich selber schuf. Oder, mit einem andern Bild, der seltsame Vogel war weit herumgekommen, durch manchen Sturm geflogen, bevor er sich in Genf festsetzte und zur weisen Eule mit Starbrille wurde. Einer, der nicht genau weiß, wozu er geboren ist, ob zum Dichter, Philosophen, Denker, Künstler, zum Weisen ohne Werk oder Lebenskünstler, macht sich auf den Weg, dies herauszufinden. Innere Spannungen treiben den Rastlosen durch Europa und zwingen ihn, die widerstreitenden Kräfte kennen- und halbwegs meistern zu lernen, indem er sie in Worte fasst. Neugierig setzt er sich den Strömungen der Zeit aus, begegnet ihnen wach und kritisch. Hohl selber spricht von den Jahren seines Werdens im Rückblick fast nur mit Vokabeln des Leidens. Tatsächlich ist die Lebensgeschichte eine bisweilen grauenhafte Leidensgeschichte, manchmal war es unerträglich, ihr in die Tiefen zu folgen und trotzdem mit Hohl am Glauben festzuhalten, dass das aufmerksame Gehen im Dunkeln das Licht immer wieder zum Vorschein bringt. Hohl

sagt von sich, er sei ein »Lebenlerner« – eine Kunst, die man bei ihm lernen kann.

Den chronologischen Faden aus der Fülle der Dokumente herauszulesen, war nicht immer einfach. Hohls Aufzeichnungen, die Briefe, die er geschrieben und die er empfangen hat, mussten synoptisch gelesen, mit Aussagen von Drittpersonen und mit den Zeitereignissen kombiniert werden. Hohl stand nicht allein, er war umgeben von einer Schar interessanter Menschen, Männer und Frauen. Gerade in jungen Jahren war er Teil eines vielstimmigen Chors, eines dichtes Kommunikationsnetzes, in dem auch viel Kolorit und Kontroverse einer unheilschwangeren Epoche hängen geblieben ist. Es schien mir reizvoll, möglichst vielen dieser Stimmen Platz zu geben, nicht nur Hohl selber ausgiebig aus den ungedruckten Quellen zu zitieren, sondern sein Bild auch aus den zahlreich erhaltenen Briefen seiner Freundinnen, Freunde und seiner Verwandten entstehen zu lassen.

Schon bald wurde mir klar, dass ich »nur« die erste Hälfte von Hohls Leben erzählen würde, weil diese schon den ganzen Hohl enthält. Als er 1937 in die Schweiz zurückkehrt, ist sein Wesen ausgebildet, das Werk geschrieben. Er widmet sich fortan dem Variieren, Ordnen und Ergänzen dessen, was er in den Jahren zwischen den Kriegen erkannt und notiert hat. Er lebt in seinem eigenen Resonanzraum. Hauptarbeit ist der Zusammenbau der »Notizen« zu einem thematisch gegliederten Ganzen, einem zwölfteiligen Organismus. Dass er dabei die Chronologie der Notate bewusst verwischt, die zeitgeschichtlichen Spuren eliminiert, verweist auf sein Bedürfnis nach allgemeingültiger Aussage, zugleich wohl aber auch auf das Bedürfnis, sich aus dem Leiden der Entstehungszeit zu lösen – gerade weil Armut, Publikationsnöte, Beziehungsglück und -unglück in der Genfer Zeit ungemindert andauern. Die Fähigkeiten, damit umzugehen, hatte er sich im Ausland erworben. Auch in dieser Hinsicht ist die zweite Lebenshälfte ein Echo der ersten.

\* \* \*

Hohl scheute vor erstarrten Formen zurück, das Werden war ihm immer wichtiger als das Gewordene. Der Weg zum Werk galt ihm ebenso als »Werk« wie das Resultat, die fertige Novelle, die gesammelten und geordneten Notizen. Eigentlich dürfte man Hohls Sätze nie isoliert zitieren. Wo er festschreibt, behauptet, definiert, findet sich in der Nähe meist eine Aussage, die relativiert, variiert, das scheinbar in Stein Gemeißelte verflüssigt. Zustände geraten wieder in Bewegung. Unter den Substantiven

sind ihm substantivierte Verben oder Präsens-Partizipien die liebsten. Seine *Notizen* sind ein Werk im Progress, ein Fragment des Ganzen, das, unerreichbar und begrifflich nicht zu fassen, nur immer wieder neu – tangential, plötzlich oder zart – berührt werden kann.

Hohls Denken scheint mir heute besonders aktuell, weil es prozesshaft ist, die veränderlichen Bewusstseinszustände erforscht, die Vorgänge des Erkennens, Wachsens und Lernens, die Übergänge zwischen Schlafen und Wachen, Ahnen und Wissen, die Bereiche zwischen Nüchternheit und Rausch, Depression und Allgefühl. Er befreit die Dinge vom vermeintlichen Verstandesein. Er will klarer sehen im Unschärfbereich der Phänomene, nicht die vereinfachenden Umrisse, sondern das fraktal Ausfransende interessiert ihn. Er richtet sein Augenmerk auf die wolkeigen Stellen in angeblichen Tatsachen und etablierten Begriffen. Dabei führt er vor, wie das Denken in Dualitäten in Aporien führt, aus denen poetische Mittel hinausführen. »Daß fast alles anders ist« lautet der Titel, den er über eine Sammlung von »Notizen« setzt. Die Welt erlebt er als ein unbegrenztes Möglichkeitsfeld, als mehrdimensionalen Verweisungszusammenhang, als bewegliches Diskontinuum, dem nur ein kaleidoskopartiges, vernetztes Denken annähernd gerecht werden kann. Verblüffend stimmig materialisiert es sich in der variablen Rauminstallation der Zettelhängung. Doch auch in ihrer Zusammenlegung zum kompakten Buch bleibt das offene System bewahrt, das an »hereinbrechende Ränder« grenzt und ins Infinite weist.

\* \* \*

Aus verwischten Tinten, wilden und braven Schriftzügen, aus verblichenen Papieren, aus den widerstreitenden Blicken eines Selbstbeobachters, aus emotionalen Standpunkten Befreundeter oder Zerstrittener lässt sich kein »wahres« Bild eines einmaligen Menschen gewinnen. Was sich aus dem Suchen, Finden und Verlieren im Unübersichtlichen ergeben hat, ist im besten Fall so etwas wie ein Mosaik. Hohl spricht einmal von der »gefährlichen Mosaikbildung« (in: *Daß fast alles anders ist*, 1967). Er warnt davor, Einzelteile voreilig zu einem Bild, einem Menschen- oder Weltbild zu fixieren, er rät, immer wieder die Distanz zu variieren, damit erneut die Unkenntlichkeit des »Zusammengesetzten« erscheinen kann, das die Möglichkeit anderer Bilder offenlässt. Er selber möchte auf diese Weise von seinen Mitmenschen wahrgenommen werden, bittet er an dieser Stelle, nicht als »Einheit« oder »Mauer ohne Bresche«. Das nun folgende biographische Bild möchte diesem Wunsch gerecht werden.

## 1. Doppelte Herkunft

*Netstal, 1904-1910*

Man stammt körperlich sehr unmittelbar ab,  
geistig unberechenbar fern.<sup>1</sup>

Ein Jahr vor seinem Tod, 1979, liegt Hohl, krank am Bein, im Bett und blättert in einer Nummer des Magazins »Schweiz, Suisse, Svizzera, Switzerland«. Ein Freund hat sie ihm vorbeigebracht. »Salut Hohl. Tu trouveras dans cette revue quelques images de Netstal. Je me réjouis de te revoir. Charly«<sup>2</sup> Mit der Fotoreportage »100 Jahre Eisenbahn im Glarnerland« reist Hohl zurück ins enge Tal seiner Herkunft, das er seit 1924 nie mehr betreten hat. Er ist bewegt, setzt mit Kugelschreiber impulsive Markierungen. Da ist die Straße, die direkt in eine bildfüllende Felswand hineinführt: es ist der Wiggis. Zu seinen Füßen und in seinem Schatten liegt Netstal, das Dorf, in dem er geboren wurde. »Chamonix ist lachhaft dagegen. Man denkt, der Berg ist im Zenit des Himmels.« Als Kind saß er stundenlang am Fenster und staunte an dieser steinernen Wand empor, während irgendwo Erwachsene davon sprachen, »wie ungeheuer schwierig es sei, das alles zu besteigen.«<sup>3</sup>

Der allzu nahe Wiggis hat ein fernes Gegenüber: der *Tödi*. Breit und weiß steht er am Ende des Tales, am Ende eines Lebens. Überall, wo der charakteristische Berg im Bild erscheint, versieht ihn Hohl mit seinem unheimlich sprechenden Namen. Diesen Gipfel hat er als junger Mann erstiegen, nebst vielen anderen mit nicht minder sprechenden Namen: *Mürtschen*, *Bös Fulen*, *Fronalpstock*, *Aiguille Doran*, *Barre des Ecrins*, *Mont Blanc* – mächtige Herausforderer, die ihm halfen, selber stark zu werden. Bis sie nach innen wanderten und sich vergeistigten zum Fluchtpunkt seines Denkens und Schreibens. Nun blickt er auf sie zurück und weiß mit dem alten Goethe: »... am Ende des Lebens gehen dem gefassten Geiste Gedanken auf, bisher undenkbar; sie sind wie selige Dämonen, die sich auf den Gipfeln der Vergangenheit glänzend niederlassen.«<sup>4</sup>

Doch Hohl beachtet nicht nur den Horizont der ewigen Berge, er richtet seinen Blick auch auf das Tal der Linth mit den Spuren menschlicher Geschichte. Da ist zum Beispiel die Photographie aus seinem Geburtsjahr 1904: vor dem zierlichen Bahnhof Netstal posiert ein preußisch prall Uniformierter – »vermutlich Bahnhofvorstand«, notiert er dazu. Vor allem aber interessiert ihn der quer im Tal stehende ausladende Gebäudekomplex, die Papierfabrik Netstal. Laut Bildlegende ist es der älteste

Industriebetrieb des Kantons, älter also als die Textilindustrie, die Spinnereien, Webereien, Baumwolldruckereien, die dem Glarnerland im 18. und 19. Jahrhundert zu globaler Ausstrahlung verhelfen. Seit 1764 ist die Papierfabrik im Besitz der Familie Zweifel, der Hohls Mutter entstammt.

Mit dieser glarnerischen Verwandtschaft blieb Hohl sein Leben lang im Guten, vor allem aber im Bösen verstrickt. Sie wirkte ungleich mächtiger in sein Schicksal hinein als die ursprünglich aus dem Appenzell stammende, im Zürcher Oberland ansässige Familie seines Vaters.<sup>5</sup> In seinem selbst gewählten Exil, in Paris, Den Haag, Genf, fehlte dem bitter armen Hohl oft das Lebensnotwendige, auch das ›Mutter-Gut‹ Papier. Im Jahr 1936 zum Beispiel, als er jede Minute ausnutzen möchte, um die unzähligen »Notizen« ins Reine zu tippen, klagt er seiner Tante, nun sei er schon seit acht Tagen ohne Papier, »in den letzten Monaten hat es doch immer nur drei Tage gedauert, dann konnte ich wieder von jemand 30 cent erhalten, um wenigstens hundert Blatt zu kaufen – was bei dem grossen Abschreiben, das ich seit ein paar Monaten vornehme, 2 bis 3 Tage ausreichte.«<sup>6</sup>

Hohls Erwartung, dass es den reichen Verwandten eine Ehrensache hätte sein sollen, das Genie der Familie zu finanzieren, wurde bitter enttäuscht. Der kompromisslose Eigensinn, mit dem er sein abseitiges und unrentables Künstlertum lebte, hielten sie für eine gefährliche Verrücktheit, die nicht noch ›genährt‹ werden durfte. Dass einer aus ihrer Sippe unfähig war, auf eigenen Beinen zu stehen und trotz massiver Unterstützung jahrzehntelang keine verkäuflichen Produkte auf den Markt brachte, das ging über ihren Verstand. Sie vermochten nicht zu erkennen, dass er sich keineswegs nutzlosen Träumereien hingab, sondern fleißig arbeitete und ganz im Sinn seiner Fabrikanten-Vorfahren sein Schreiben explizit als »Produktion« betrieb, als unablässige Veredelung eines – geistigen – Rohstoffes. Hohl reagierte auf ihr Unverständnis mit unversöhnlichem Groll.

Bei längerer Beschäftigung mit dem Nachlass stellt sich ein gewisses Verständnis für die Gegenseite ein. Die Familie hat über die Jahre hinweg nicht wenig für den ›verlorenen Sohn‹ getan, und hätte dies mit mehr Herz getan, wenn er sich eine Spur besser aufs Dankesagen verstanden hätte.

Noch in Hohls Netstaler Kindertagen wurde Papier aus dem Rohstoff »Hadern« gewonnen, aus Lumpen, die, zerschnitten und eingeweicht, dann von verschiedenen Maschinen zu »Halbzeug« und »Ganzzeug« gestampft, gemahlen, zermalmt, zerrieben wurden. Diese Masse wurde aus Bütten in verschiedene Formen »geschöpft« und in mehreren Durchläufen zu Papierbögen gepresst. Der Vorgang wird in der Festschrift *300 Jahre Papierfabrik Netstal* beschrieben, mit einem langen Zitat aus dem *Handbuch der Technologie* von Christoph Bernoulli aus dem Jahr 1834.

Die letzte Etappe der Papierherstellung lässt Hohl-Kenner aufhorchen: »Auf das Pressen folgt das Trocknen. Gewöhnlich geschieht dieß auf dem Trockenboden, wo eine Menge Seile parallel neben- und übereinander aufgespannt sind. [...] Man hat verschiedene Vorrichtungen angegeben um Raum zu sparen, und das Aufhängen zu beschleunigen. Ein Weib hängt indessen wohl 5000 Bogen in einer Stunde auf. Gewöhnlich werden mehrere Bogen übereinander gelegt. Sowohl das Aufhängen als das Abnehmen erheischt viele Sorgfalt ...«<sup>7</sup>

Hat Hohl als Kind solche Anlagen noch sehen können? Nein, lautet die Auskunft der immer noch bestehenden Fabrik in Netstal. Vielleicht hörte er davon, wurden ihm Bilder gezeigt. Jedenfalls ist die Mutmaßung verlockend, er könnte die ›Technologie‹ seiner tüchtigen Vorfahren ›zitiert‹ haben, wenn er in Holland und dann in Genf seine Notizzettel an die legendären Schnüre hängt, das dreidimensionale Abbild seiner vielfältig vielblättrigen Gedankenwelt. Nur ungern wird er sie abnehmen, bündeln und zum Buch geheftet in die Welt entlassen. Seiner Papierfabrikation fehlt das Handelshaus im Hintergrund, das Vertrieb und Verkauf übernommen hätte. Jahrzehntlang muss er um die Gunst von Redakteuren und Verlegern kämpfen. Aus Armut wird er zum erfinderischen Papier-Bastler und Hobby-Buchbinder.

Gewaltige Bergflanken – zu ihren Füßen, auf dem Fabrikhof, akkurat geschichtete Berge frischen weißen Papiers. Die Kombination prägt sich dem Kind ein. Bergsteigen und Schreiben setzen denn auch fast gleichzeitig ein. Am 8. August 1916 notiert der Zwölfjährige: »Heute ging ich mit Lulu [Hund der Großmutter] hoch hinauf in der Fronalp und fand zum erstenmal in meinem Leben Alpenrosen.«<sup>8</sup> Mit diesem Eintrag eröffnet er sein erstes Tagebuch, dasselbe Ereignis, fast identisch formuliert, setzt er auch an den Anfang eines speziellen Heftes mit dem Titel »Meine Bergtouren«.<sup>9</sup>

»Den sogenannten Verwandten zu entgehen, wandte ich mich der Höhe zu«,<sup>10</sup> formuliert der erwachsene Hohl im Rückblick, und hat die Urszene vor Augen: Ein Kind, vom Schicksal vor eine Bergwand gesetzt, spürt Sehnsucht, Trotz und Wille, diese zu überwinden. Der Drang »hoch hinauf« und hinaus ist Hohls primärer Lebensimpuls, eine Reaktion auf geographische und familiäre Enge, die sich später verbindet mit dem vitalistischen Zeitgeist, der ebenfalls das große »Empor!« ausruft.

Das Ahnen des Kindes geht ins Große und Ganze. Es wächst im Pfarrhaus auf – und zugleich »im Arme der Götter«.<sup>11</sup> Die Berge rufen zum Aufbruch, sie versprechen eine gewaltige Welt nahe dem Himmel, der Sonne, dem Wetter. Und dahinter lockt und leuchtet noch ein anderer Berg aus feinerem Stoff, etwas Numinoses ohne Namen, das mit Schön-



*Papierfabrikant Ludwig Zweifel mit Belegschaft*

heit, Erlösung und göttlicher Erkenntnis zu tun hat. Hohl nennt dies Unausprechliche später schlicht »Berg der Kunst«. <sup>12</sup> Er schwebt über allen Mühen des Lebens und Schreibens. Ihn sehen zu können, ist das Vermächtnis des Kindes an den Künstler. Denn aus den »farbigen Bildern«, die das Kind in der »innersten Seele« gesammelt hat, schöpft der Künstler später die Kraft zur »Entfaltung der vollsten Tätigkeit«. <sup>13</sup>

Hohls auffällige Neigung, Selbstwerdung und Kunstschaffen in Berg-Bilder zu fassen, ist die Folge seiner frühen Glarner Eindrücke. Bei tiefem Erleben stellen sich die Berge wie von selbst ein, in ihrem Bild sind innere und äußere Realität, sinnliche und geistige, physische und metaphysische Welt noch oder wieder eins. Ob Hohl nach sorgfältigen Schritten im Geröll beim Erreichen eines Gipfels überwältigt ist vom Anblick der Massive und immer fernerer Horizonte, oder ob er aus gedanklicher oder emotionaler Wirrnis in die Klarheit einer Einsicht, einer Wortfindung durchbricht, es sind Varianten desselben Glücks. »Dieses Gebirge war *mein* Gebirge: das, in dem ich mich immer gemüht hatte, drunten in den Schluchten, in der Finsternis, steigend in den endlosen Hängen, in den Falten dieser Urwälder ohne Aussicht: Und plötzlich standen in ihrer Herrlichkeit die Gipfel da, vor meinen Augen, in Eis und Blau, in den Himmel hinein – man sah sie alle klar.« <sup>14</sup> Hohl spricht hier von seiner Lektüre Spinozas.

## Die Eltern

Arnold Ludwig Hohl wird am 9. April 1904 im Pfarrhaus Netstal geboren, ein »kräftiger Knabe«, wie die Geburtsanzeige meldet.<sup>15</sup> Der Erstgeborene erhält, wie das damals üblich ist, den Namen des Vaters, gefolgt an zweiter Stelle vom Namen des Großvaters mütterlicherseits. Ludwig Hohl heißt bis ins 18. Lebensjahr, wo er bewusst den Vornamen wechselt, Arnold Hohl. Auf seinen Schulheften und Kinder-Tagebüchern prangt der Vatername. Wie hat man ihn als Kind wohl gerufen? Freunde nennen ihn später »Leu«, der rötlichen Haarpracht wegen. Von der vier Jahre jüngeren Schwester Magdalena Gertrud ist der Rufname überliefert: »Magdatrudi«.

Die Mutter (\*1882) ist 22, der Vater (\*1868) schon 36 Jahre alt bei der Geburt des ersten Sohnes. Im Vorjahr haben sie geheiratet. Jakob Arnold Hohl ist seit zehn Jahren reformierter Pfarrer in der Gemeinde Netstal. Nach dem Studium der Theologie in Zürich, Göttingen und Basel war er als Vikar nach Glarus gekommen, 1894 tritt er seine erste Stelle im nahe gelegenen Netstal an, wo er Magda (Anna Magdalena), die Tochter des Papier-Fabrikanten Ludwig Zweifel, kennenlernt. Sie besucht bei ihm den kirchlichen Unterricht, wird von ihm konfirmiert. Sie sei immer ein bisschen die Konfirmandin geblieben, habe den viel älteren »Lehrer« lebenslang verehrt, ja idealisiert, wird von Leuten berichtet, die das Paar gekannt haben.<sup>16</sup>

Durch die Heirat 1903 findet Pfarrer Hohl Aufnahme in eine der wirtschaftlich und gesellschaftlich angesehensten und einflussreichsten Sippen des Orts, ja des Tales. Ein Foto von 1899 zeigt ihn an der Spitze des Festumzugs zur Weihe der neuen Kirchenglocken. Vor bekränzten Pferdefuhrwerken schreitet er einher, flankiert von den Gemeinde- und Kirchgemeinde-Präsidenten – einer davon sein zukünftiger Schwiegervater. Der Tag ist denkwürdig, Magda singt mit im Festchor, der das »Lied von der Glocke« in der Vertonung von Andreas Romberg, ein anspruchsvolles Werk, zur Aufführung bringt, er selber hat für die Gemeinde die Glocken-Weihelieder verfasst und komponiert.<sup>17</sup>

In Glarner Unternehmerkreisen war es üblich, innerhalb der Fabrikanten-Familien zu heiraten, doch die Eltern Zweifel durften mit der Wahl ihrer Tochter durchaus zufrieden sein. Akademiker, »Studierte«, insbesondere Pfarrherren, galten, wenn das Geschäft konsolidiert war, als gute Partie, wegen ihres sicheren Einkommens und der Altersrente. Zudem hatte Arnold Hohl selber etwas Unternehmerisches an sich. Er vertrat ein bürgerlich angepasstes Christentum, eine Mischung aus Standesbewusstsein, prinzipienfester Moral und heiterer Weltlichkeit. Aufbruch zu neuen geistigen Horizonten oder gesellschaftskritische Ideen waren



*Pfarrers (rechts) beim Bier in Bad Ragaz*

nicht seine Sache. Nie hätte er sich mit sozialistischen Ideen exponiert, wie es um 1918 der nachmals berühmte dialektische Theologe Emil Brunner tat, der sich vom glarnerischen Dorf Obstalden-Filzbach aus mit dem Landammann anlegte: »Soll denn ein Pfarrer wirklich nur gerade die seichten Ideen des Bundesfreisinnes vertreten dürfen?«<sup>18</sup>

Pfarrer Hohl trat weltmännisch auf, zeigte sich gerne an der Seite seiner Gattin in Bad Ragaz, gründete 1900 in Netstal den Verkehrsverein »zur Hebung des Fremdenverkehrs und der Verschönerung der Gemeinde«. Als Sohn eines Ingenieurs liebte er den technischen Fortschritt, vor allem aber war er weit herum bekannt als Automobil-Narr. Zahlreiche Fotos zeigen ihn am Steuer oder posierend neben dem jeweils neusten Wagenmodell. Der Satz, der in allen Nachrufen auftaucht, als er 1960 mit 92 Jahren stirbt, stammt aus seinem 1953 selber verfassten Lebenslauf: »Einer der ersten Auto fahrenden Pfarrer der Schweiz.« Vom Sohn vermerkt er ebenda, er habe sich »literarischer und philosophischer Beschäftigung« zugewandt, während die Tochter »Krankenschwester wurde u. als Opfer ihres Berufes in blühendem Alter verstarb«.<sup>19</sup>

Die »literarische Beschäftigung« des Sohnes kündigt sich an im Vater. Pfarrer Hohl, ein »grosser Freund des Gesanges«, reimt und und komponiert, zum Beispiel für den von ihm gegründeten Frauen- und Töchterchor Netstal. 1909 erscheint im Verlag H. R. Sauerländer sein Dialekt-Lustspiel *En Automobil-Vereinsusflug. Lustspiel in einem Akt mit Gesang*.

*In Glarner und Zürcher Mundart.*<sup>20</sup> Das Werklein rund um »Fräuleins« eines Zürcher Gesangsvereins, die mit Chauffeur durchs Bergtal brausen, in Missachtung des damals herrschenden Sonntagsfahrverbots, ist nicht ohne Reiz, es verbindet des Pfarrers Hobby mit Lokalkolorit und einer an sein eigenes Brautwerben erinnernden Liebesgeschichte. Interessant ist das bewusste Spiel mit den Dialekten. Schon der Vater scheint für das Thema sensibilisiert gewesen zu sein, nicht erst der Sohn, der den Bruch mit seiner Herkunft besiegeln wird, indem er das Dialektsprechen fortan radikal verweigert – ohne doch die Dialektfärbung seines Hochdeutschen ganz loszuwerden.

Als der junge Hohl sein Schreibtalent entdeckt, muss er zu seinem Ärger immer wieder Vaters Feuilleton-Beiträge für die »Auto-Zeitung« zur Kenntnis nehmen.<sup>21</sup> Die »Erinnerungen eines Autopfarrers« und das »Lied vom Auto« werden ihm aufs Pult gelegt. Für den tiefschürfenden Jüngling sind das peinliche Nichtigkeiten. Später wird er sich spöttisch auslassen über die »Scheinlichter, die wenn sie etwas Gebildetes sind, Pfarrer sind und Poesie, Musik treiben, eine Stimme haben, die modulationsfähig ist, Automobile lieben und allen Fortschritt, nur nicht, wenn er aus dem Geist kommt, denn den Geist fürchten sie, sie halten ihn für verderblich; denn sie messen alles nach den äußeren Handlungen und haben nie gewußt, daß diese nichts Absolutes sind. Sie haben den Geist nie erkannt. Sie meinen, der Geist sei dazu da, die Welt zu verschönern ...«<sup>22</sup>

Auf dem standesbewussten Familienbild arrangiert der Fotograf den kleinen Arnold, das wohlgeratene helle Küken, vor die dunkle Erwachsenen-Wand, rückt ihn jedoch aus dem Schutz von Papa und Mama weg und placiert ihn – er ist der erste Enkel – deutlich zu Füßen der versammelten mütterlichen Sippschaft. Im Zentrum sitzt die Großmutter, Berta Zweifel-Schneider (1859-1930), sie ist nur neun Jahre älter als ihr Schwiegersohn. Das Kind findet bei der herzenswarmen und feinfühligem Frau mehr Liebe und Verständnis als bei seiner Mutter. In der Fabrikantenvilla *Lindenhof* nahe am Bahnhof, dann in ihrem Witwensitz, dem ebenfalls stattlichen *Bühlhof* mit großem Garten, fühlt er sich mehr zu Hause als im Pfarrhaus. Die Großmutter habe für ihre Enkel immer Zeit gehabt, sei von ihnen heiß geliebt worden, sie habe aber auch »wie eine Mutter für die Fabrikarbeiter« gesorgt, erinnert sich Hohls Cousine.<sup>23</sup> Rechts außen sitzt der Großvater, der Patriarch, Ludwig Zweifel (1854-1915), Oberstleutnant der Kavallerie. Stehend die vier Jahre jüngere Schwester der Mutter, Bertha Zweifel (1886-1967), Hohls Patin, die sogenannte Tante-Gotte. Sie wird später den Ingenieur August Zuber, Inhaber der Papierfabrik Perlen bei Luzern, heiraten; nach dem Tod der Großmutter übernimmt sie deren Rolle, unterstützt Hohl finanziell und stellt sich in seinen bitte-



*»Es macht nichts, dass man auf dem Entenhof geboren ist, wenn man nur in einem Schwanenei gelegen hat.«<sup>24</sup>*

ren Streitereien mit den Eltern auf seine Seite. Rechts, ebenfalls stehend, der Onkel, Ludwig Zweifel (1888-1953). Er muss 1915, nach dem plötzlichen Tod des Vaters, mit erst 27 Jahren die Leitung der Papierfabrik übernehmen und tritt später auch politisch und militärisch in dessen Fußstapfen, wird Oberst und Nationalrat. Der reiche Onkel Ludwig spielt im Leben Hohls die Rolle des Hartherzigen, dem er auch dann noch misstraut, wenn er sich als spendabler erweist als die Eltern und sogar eine Spur Verständnis für sein Schreiben zeigt.

### *Familie Zweifel – Papierfabrikanten*

Hohl hat sich selber für die glarnerische Familiengeschichte interessiert. Sie ist wichtig für sein Selbstverständnis, darum sei sie hier kurz rekapituliert.

Um 1750 kam ein Ludwig Zweifel von Linthal nach Netstal, wo er die Papiermühle seines Schwiegervaters übernahm und damit reich wurde. Seine beiden Söhne erweiterten das Gewerbe, indem sie in den geschickt umgeleiteten Dorfbach Löntsch weitere Wasserräder setzten; in der nächsten Generation konnte Johann Jakob Zweifel-Leuzinger (1805-1883), Hohls Urgrossvater, zusätzlich die sogenannte »untere Fabrik« eröffnen.

Hohls Großvater, eine eindruckliche Unternehmerpersönlichkeit, führte (zusammen mit seinem Bruder Jakob) das Geschäft erfolgreich weiter, auch durch wirtschaftlich schwierige Zeiten, 1899 initiierte er zum Schutz vor Preiszerfall und internationaler Konkurrenz den »Interessenverband des Vereins der schweizerischen Papierproduzenten«, den er bis zu seinem Tod 1915 präsidierte. An der Schweizerischen Landesausstellung 1914 in Bern holten die Gebrüder Zweifel einen »Großen Ausstellungspreis«. Das Motto der Urkunde, »ET IN LABORE PAX«, charakterisiert den Bürgerfleiß der Gründerjahre. Es entbehrt nicht einer gewissen Ironie, dass Hohl diesem Spruch zu folgen scheint, wenn er später dem Phänomen »Arbeit« ein so großes Gewicht gibt und immer wieder darlegt, dass »in labore«, im Vollzug des Arbeitens selbst der »Friede« liegt, und nicht im – materiellen oder geistigen – Resultat, Gewinn und Besitz. Die eigentliche Wertschöpfung ist das »Produzieren« als Lebensform. Wobei Hohls »Arbeits«-Begriff schillert, unter dem werktäglichen Etikett versteckt er durchaus auch etwas Festtägliches. »Arbeit« trägt ein Janusgesicht, die eine Seite vertieft sich ins mühevollen Werken am Wort, die andere Seite träumt, schwimmt im Fluss farbiger Bilder und blickt mit der Kraft der Phantasie in eine bessere Welt, wo das Elend überwunden ist und sich Anstrengung in die Unanstrengung beglückenden Gelingens wandelt.<sup>25</sup>

Die Unternehmer-Familie Zweifel gehörte zu den sogenannten Glarner Honoratioren-Familien, deren Mitglieder die wichtigen Ämter in Gemeinde, Kanton und Eidgenossenschaft übernahmen und hohe Ränge im Militär bekleideten. Der Historiker und Schriftsteller Georg Thürer, der ebenfalls als Pfarrerssohn in Netstal aufwuchs – sein Vater wurde 1910 Nachfolger von Hohls Vater –, notiert 1979 folgende aufschlussreiche Erinnerungen an die Familie Zweifel:

Der Vorname Ludwig hielt sich in der Familie so stet wie bei den letzten französischen Königen aus der Dynastie der Bourbonen die Louis. In unserer Jugendzeit prägten sich uns namentlich zwei Gestalten ein. Da war der kraftvolle Oberstleutnant [sic] Ludwig Zweifel, von dem man sagt, er sei in der gesamten schweizerischen Papierindustrie der führende Mann, und nach seinem Tode trug seine Witwe nach Art der vornehmen Herrenfrauen den schwarzen Schleier, ohne den wir uns die Dame kaum vorstellen können. Sein gleichnamiger Sohn hatte in jungen Jahren die Führung der Firma zu übernehmen und machte sich als Gemeindepräsident um seinen Heimatort und als Oberstleutnant und Nationalrat um das Land verdient. Er zählte zu den besten Reitern der Schweiz, wie sich sein Sohn Dr. Harry Zweifel als Autorennfahrer Sieg um Sieg holte.<sup>26</sup>

Da wird spürbar, welch hohen Erwartungen Arnold Ludwig schon in der Wiege ausgesetzt war. Tüchtigkeit und Erfolg, Spitzenplätze in Wirtschaft, Politik, Militär und Sport waren der selbstverständliche Standard. In einer solchen Familie kann einer leicht unter Leistungsdruck kommen, wenn er sensibel und verträumt ist und nach tieferen Werten verlangt als diejenigen, die Industrielle und Geistliche vorleben. Um so auffälliger, dass sich Hohl zu einem bestimmten Zeitpunkt für den ›dynastischen‹ Vornamen Ludwig entscheidet und sich damit, bewusst oder unbewusst, in die Linie der potenten Herkunft seiner Mutter stellt. Erstaunlicherweise ist Georg Thürer, der selber literarisch tätig war, entgangen, dass sich die Abstammungslinie in einem weiteren König »Ludwig« fortsetzte. Ludwig Hohl war zu der Zeit kein Unbekannter mehr, 1978 hatte er den Robert-Walser-Zentenarpreis erhalten. Doch die patrilineare Familienordnung erschwert es, zu erkennen, dass in einem Hohl auch ein Zweifel stecken kann.

Hohl lebte aus der Spannung zu seinem Ursprung. »Die größten Kräfte gewinnt man durch Abdehnung aus ihrem Ursprungsgebiete – durch Exil.«<sup>27</sup> Auf der einen Seite bindet ihn die Herkunft und ihre Leistungsmoral, auf der andern zieht eine gewaltige Sehnsucht ins Unbedingte. Er ist hin- und hergerissen zwischen Maßlosigkeit und Maß, zwischen Alltagsrealität und dem zeitlos Realen. Hohl wird lebenslang fast obsessiv Buch führen über viele Lebensbereiche, wird leidenschaftlich minimieren und maximieren und auf seine Weise »Bestzeiten« trainieren: 10 Kilo gestemmt, nur 4 Stunden geschlafen, in 5¼ Stunden auf den Gipfel und zurück, 7 Karat – Hohls Masseinheit für Alkoholica – getrunken, 1½ Stunden gearbeitet, 2 Seiten geschrieben. Von solchen Bilanzen wimmelt es in seinen Aufzeichnungen. Aus dem Geistesflug im Unermesslichen flüchtet er in die Ordnung der Zahlen und flieht aus ihrem Zwang wieder weg ins Grenzenlose. Und entdeckt dabei, dass die Gegenpole ein schöpferisches Feld erzeugen, und dass seine ›Kunst‹ wohl darin besteht, den richtigen Moment zu erwischen zwischen Auflösung und Kristallisation. »Nur daraus, daß das maßlose Prinzip mit dem Maß zusammenstößt, entsteht der Glanz.«<sup>28</sup>

Das Kind Hohl kennt die »Unendlichkeitsangst«,<sup>29</sup> die es heimsucht in zwei Varianten sich wiederholender Alpträume. Entweder bewegen sich riesige Walzen mit Messingdrähten, eine Art Kabelrollen, auf es zu, oder eine gewaltige Flut von Äpfeln ergießt sich von einer »Hurde«. Schrecklich ist nicht nur die Angst, physisch zermalmt zu werden, sondern dass die heranrollende Masse eine Aufgabe an ihn stellt: »das Furchtbare lag darin, dass ich hätte eine Tat tun sollen, mit der ich nie zu Ende kommen

könnte, die unmöglich war vor der Endlosigkeit, Unendlichkeit dieser Objekte [...], vor ihrer Unendlichkeit, oder vielleicht auch ihrer zu grossen Zahl.«<sup>30</sup> Die unlösbare Märchenaufgabe des Erbsenzählens oder Meerausschöpfens klingt hier an.<sup>31</sup> So wird sich Hohl immer wieder fühlen: bedrängt von Eindrücken und anschwellenden Gedankenfluten, die zu ordnen fast nicht möglich ist. Ihm fehlt der Filter des Durchschnittsmenschen. Sein Schreiben ist eine Form von Zählen, ein Er-zählen (die »Notizen« sind nummeriert!) angesichts der Überforderung durch die unermesslichen Weltzusammenhänge, die sich vor ihm auftun. Der Kindheitstraum gibt eine Vorahnung seiner Lebensaufgabe.

\*   \*  
\*   \*

Hohl schenkte zeitlebens seinen Träumen viel Beachtung. Er verstand sie als Auskunft über sich selbst, mehr noch aber als Ausdruck ursprünglicher poetischer Bildkraft, die vielschichtiger und synthetischer wahrnimmt und ins Wachbewusstsein hinübergerettet werden sollte, damit dieses die Tiefenschärfe des ›richtigen‹ Wachseins erlangen könnte. Oft spielen Hohls Träume an Schauplätzen seiner Herkunft, wie der folgende, der sich liest wie eine symbolische Verdichtung seines Lebenswegs. Das Traum-Ich entfernt sich von seiner Familie, gelangt mit großer Mühe an einen exponierten, von Scheitern und Vergeblichkeit umstellten Ort und findet dort Dichtung – in Form eines verirrtten Druckbelegs, der ihm, am Rand des Abgrunds, eine Welt eröffnet – das »Wir« der Geistes-Verwandten.

Im Hause meiner Großmutter, die noch lebte, aber bald sterben würde; große Schwierigkeit, unbemerkt von den andern mit ihr zu sprechen, in einem im obersten Stockwerk liegenden, dem abgelegensten Zimmer. – Mißliebiger Spaziergang durch Gebirgsgegend mit ähnlichen Leuten wie die, deren Anwesenheit im Hause so sehr gefürchtet worden war. Gegend wie die des Klöntals. Dem See entlang. Ausblick auf große Vergletscherungen. Den sogenannten Verwandten zu entgehen, wandte ich mich der Höhe zu. – Bald traf ich einen an, der sich interessiert mit mir unterhielt, an einem bescheidenen Gang nach der Höhe aber nicht teilnehmen wollte. Wohl aber ging manchmal so etwas wie eine ferne Art Schwesterchen (oder eine kleine Bekannte, namens Ady, circa zehn Jahre alt) ein wenig mit. Außerdem der gute gelbe Kauz (Katze). Mit ihm aber gab es bald Schwierigkeiten; manchmal schien er wegzulaufen, manchmal drohte Verwechslung oder Kampf mit anderen Katzentierchen, deren es hier noch mehrere gab; eine Frau, vom

Wasserholen kommend, gab Nachrichten, vermittelte, als ich den Kauz traurig aufgegeben hatte; bald war er da, bald nicht da.

Ich machte einen schwierigen Weg zum zweitenmal. Nun ging ich aber, erst wohl ohne es zu merken, falsch, nämlich abwärts an einer Stelle (in lehmigem Sand, in den man tief einsank, dabei war der Hang sehr steil), wo man bald nicht weiterkonnte; sie endete in einem wirklichen Überhang (wie man ihn in Kiesgruben bisweilen trifft); ein dünnes Drahtgitter, schlecht befestigt, befand sich da, und ich begriff, daß meine Füße schon jeden Augenblick durchstoßen konnten ins Leere. Mich vorsichtig zurückwendend verfiel ich in einer Art Stachel-drahtverhau und war sogleich in eine äußerst schlimme Lage geraten. Verwunderte mich dabei, wie man überhaupt an einer so schwindlichten, abgelegenen Stelle eine solche Schutzvorrichtung hatte anbringen können. – Da gewahre ich eine Zeitung mit einem Gedicht meines Freundes Ronai.<sup>32</sup> Ein Belegexemplar! Ohne Zweifel, es war an uns adressiert und an die falsche Adresse gebracht worden, an diese sandige, steile, fast in der Luft schwebende, fast unzugängliche, nie von einem Menschen besuchte Stelle. Ein Gedicht – nur vier Zeilen – über Goethe; das Manuskript war vor vielen Jahren der Redaktion gesandt und längst vergessen worden.<sup>33</sup>

## 2. Jämmerliches Topfland

*Sirnach, 1910-1918*

... fortan lebte ich im Exil, und die Welt war für lange grau geworden.

Im Dezember 1935, in dunkler Zeit, notiert Hohl: »Die produktivste Zeit des (allgemeinen) Menschen: Die Kindheit. – Wenn ein Mensch die Produktivität des Kindes (eines durchschnittlichen Kindes) aufrecht zu erhalten vermag bis sagen wir bis zu seinem vierzigsten Jahr, beispielsweise, dann ist es – was ist es dann? Dann ist es etwas ungeheuer Seltenes, nämlich ein Genie.«<sup>1</sup> Hohls Hoffnung für die Welt ist, »daß es *immer wieder* Kinder gibt; immer wieder Unverdorbene. – In ihnen wird die höhere Möglichkeit, die der Menschheit gegeben ist, immer neu.« Das Kind – das ist der junge Geist, der »immer den Morgen denken« kann, »also den ewigen Morgen«.<sup>2</sup>

Aus den Glarner Kinderjahren nimmt Hohl einen unzerstörbaren Bilderschatz mit in die späteren Jahre des »Exils«. Er ist der Goldgrund, der bisweilen durch sein Gedankengewebe schimmert – wenn er von den »immergrünen Dingen des Paradieses« spricht, den »sonnendurchschimmerten Laubwäldern meiner Kindheit«, die mit ihrem »nicht zu nennenden Licht wie aus Träumen in meinen Tag hineinscheinen«.<sup>3</sup> Unvergesslich die Farbe der Bergseen, der Duft der Morgenfrühe, das Glitzern des Wassers über Steinen. Wie Ernst Bloch hat Hohl ein Sensorium für jene »Heimat«, die »allen in die Kindheit scheint und worin noch niemand war.«<sup>4</sup> Viele »Notizen« sind die Fortführung des träumerischen Schauens des Kindes mit erwachsenen Mitteln: das »Hindurchblicken« in das »schimmernde Land«, das fern ist und doch nah.<sup>5</sup> Das Kind im Menschen ist die Fähigkeit des poetischen Blicks, die Phantasie. Gerade weil Hohl Realist ist und nie vergisst, dass »des Kindes Dasein [...] kummerreich, gängstigt, ernst« ist, braucht er auch die Rede vom »goldenen Kinderland« nicht zu scheuen.<sup>6</sup> Das Kind ist glücklich, weil es »produktiver«, phantasievoller ist als der Erwachsene.<sup>7</sup> Was die Erinnerung zeigt, zeitlose Momente von Glanz und Schönheit, ist darum nicht weniger wirklich als das frühe Leid.

## *Es kam der Krieg*

1910 nimmt der Vater eine Stelle im Kanton Thurgau an, in Sirnach, im Murgtal, das mit Spinnereien und Webereien ähnlich industrialisiert ist wie das glarnerische Linthtal. Ist es ein Zufall, dass Pfarrer Hohl in ein Dorf mit einer florierenden Baumwollweberei berufen wird, die seit ihrer Gründung im 19. Jahrhundert im Besitz einer aus dem Glarnerland stammenden Familie Zweifel ist?<sup>8</sup> Wir wissen es nicht. Die Kirchgemeinde umfasst drei Dörfer: Sirnach, Münchwilen und Eschlikon. Die gemeinsame Kirche, St. Remigius, steht in Sirnach, wo die Familie auch Wohnsitz nimmt, in einer klassizistischen Villa mit Umschwung – sie liegt näher beim Bahnhof als bei der Kirche. Straßenseits kann der Junge, der den Fahrplan auf die Minute genau kennt, vom Balkon aus die Ein- und Ausfahrt der Züge beobachten.<sup>9</sup> Der Garten grenzt ans Wiesland. Nicht weit ist es zum Städtchen Wil, das bereits im Kanton St. Gallen liegt. Dort finden die Mai- und Herbstmärkte statt, die Arnold und Magda mit ein paar Rappen im Sack besuchen dürfen. Zwei Eisenbahnlinien verbinden die ländliche Region mit dem Raum Zürich und dem Bodensee, hinzu kommt eine Dampf-Schmalspurbahn nach Frauenfeld, frequentiert vor allem von den Schülern der dortigen Kantonsschule.<sup>10</sup> Die Gegend rückt 1912 kurzfristig ins Rampenlicht, als Kaiser Wilhelm II. hier die Herbstmanöver besucht, um abzuklären, ob die Schweizer Armee im Kriegsfall fähig wäre, die deutsche Südflanke zu decken.<sup>11</sup> Als der Krieg dann ausbricht, blickt man besorgt an die Grenze, ebenso besorgt aber auch nach Zürich. Emigranten, Spitzel, Kriegsgegner und Pazifisten aus ganz Europa strömen dorthin. Stefan Zweig glaubt den »Turm von Babel auf die Zürcher Bahnhofstraße gestürzt«, während James Joyce, der aus Triest hierher geflohen ist und sein Roman-Projekt *Ulysses* in Angriff nimmt, Zürich für so sauber hält, »daß man eine auf der Bahnhofstraße ausgeschüttete Minestra ohne Löffel wieder aufessen könnte«. <sup>12</sup> An Hohls 13. Geburtstag, am 9. April 1917, reist Lenin von Zürich via Bern zur russischen Revolution, aus dem Traum zur Tat, wie Hohl anerkennend in den *Notizen* feststellt. <sup>13</sup> Im Café Odeon, der »Heimat der Refractäre, Revolutionäre, Deserteure« (Stefan Zweig), schreibt Karl Kraus an seinem Monster-Drama *Die letzten Tage der Menschheit* – dessen Epilog entsteht im Juli 1917 zuhinterst im Glarnerland, im Kurhaus *Tödi*. Die Dadaisten reagieren mit absurdem Ulk auf den Kriegs-Irrsinn, spielen im Cabaret Voltaire und in der Dada-Galerie mit den Trümmern der bürgerlichen Kultur. Das schreckt bis ins Hinterland. »Wir lehnen diesen Bolschewismus in der Kunst so glatt ab wie den Bolschewismus überhaupt«, statuiert das *Neue Winterthurer Tagblatt*. <sup>14</sup>